

Regen würde den Rest besorgen. Zufrieden sprang Johnny in den R 5, startete den Motor, wendete und fuhr in Richtung Lyon zurück. Zehn Kilometer weiter bog er auf einen Waldweg ein, um seine Kratzer zu verarzten. Nachdem seine Erregung abgeklungen war, brannten die Verletzungen wie Feuer. Glücklicherweise hatte er eine gut ausgestattete Reiseapotheke im Wagen.

Nachdem er die wenigen Kratzer im Gesicht verarztet und mit einem Abdeckstift kaschiert hatte, wechselte er auch seine Kleidung. Sie war nass und schmutzig. Er wollte gerade noch einmal in den Geldkoffer schauen, als ein Bauer mit seinem Traktor den Waldweg entlangkam. Johnny tat so, als müsste er austreten und verschwand kurz hinter den Bäumen. Nachdem der Traktor auf die Straße abgebogen war, leerte Johnny seine Reisetasche und packte das Geld aus dem Samsonite dort hinein. Dabei schaute er immer wieder um sich. Er wollte nicht zufällig beobachtet werden. Über die Dollarnoten legte er einen Teil seiner Wäsche. Er musste den Koffer unbedingt verschwinden lassen.

Für den Notfall hatte er immer einen Klappspaten im Kofferraum seines Autos. Mit ihm grub er in einer flachen Sandkuhle im Wald ein Loch, warf den Samsonite hinein, schaufelte es zu und streute Piniennadeln und Äste über die Stelle. Zum Schluss holte er noch einen trockenen Baum und tarnte damit das Versteck. Dann erst setzte er sich wieder in seinen Wagen und fuhr bis Lyon. Dort stieg er in einem einfachen Hotel ab. Den R 5 aber parkte er in einer kleinen Gasse, sodass er nicht mit dem Wagen in Verbindung gebracht werden konnte. Er war sich zwar nicht sicher, ob die Insassen des Mercedes etwas mit Malte Hansen und dem Geld zu tun hatten, aber er wollte kein Risiko eingehen. Menschen wurden schon für weniger als ein gefülltes Portemonnaie umgebracht.

In einem Lederwarengeschäft kaufte er einen blauen Hartschalenkoffer. Er verstaute darin das Geld, verriegelte die Schlösser und legte den Koffer in ein Schließfach des Hotels. In sein Zimmer zurückgekehrt, ließ er sich erschöpft in einen Sessel fallen. Er atmete tief durch, um sich zu entspannen. Eine halbe Stunde später ging er ins Bad und duschte ausgiebig und heiß. Danach versorgte noch einmal seine Verletzungen. Obwohl er hundemüde war, konnte er nicht einschlafen. Zu viele Gedanken schossen ihm durch den Kopf.

Was sollte er mit dem Geld anfangen? Wie sollte er sich in den nächsten Tagen verhalten? Welches Risiko war er eingegangen, als er den Samsonite-Koffer mitgenommen hatte? War er beobachtet worden? Hätte er nicht besser den Unfall melden sollen, wenn auch anonym? Hansen hatte doch

sicherlich Verwandte. Sie würden sich Sorgen machen. Sollte er sie nicht mit einer kurzen Notiz informieren, wenn er sich in Sicherheit gebracht hatte? Vor wem war Hansen auf der Flucht gewesen? Wem gehörte das Geld?

Schließlich fiel Johnny in einen unruhigen Schlaf. Er träumte von schwarz gekleideten Männern, die ihn durch einen versumpften Wald jagten. Er schleppte den Samsonite-Koffer mit sich. Er war schwer wie Blei. Seine Füße sanken tief in den Morast ein, sodass er nur langsam vorwärts kam. Seine Verfolger aber holten auf, kamen näher und näher. Panik erfasste ihn und lähmte seine Beine. Es war, als klebte er am Boden fest.

Schweißgebadet schreckte er aus dem Traum hoch. Er stieg aus dem Bett und öffnete das Fenster, um frische Luft zu atmen. Obwohl der Sommer schon lange vorbei war, schien ihm das Zimmer stickig und heiß. Außerdem rochen Möbel, Vorhänge und Tapeten nach kaltem abgestandenen Rauch und nichts hasste Johnny mehr als kalten Zigarettenqualm.

Er steckte den Kopf aus dem Fenster. Als er auf die Straße hinunter schaute, blieb ihm das Herz stehen. Auf der anderen Straßenseite parkte ein weißer Mercedes mit einem italienischen Kennzeichen! Das Seitenfenster auf der Fahrerseite war geöffnet. Deutlich konnte Johnny das Glimmen einer Zigarette erkennen.

Instinktiv zog er sich hinter den Vorhang zurück. Sie hatten ihn entdeckt! Gleich würden sie seine Tür eintreten und ihm eine schallgedämpfte Walter PPK an die Schläfe setzen und nachdem er mit zittriger Stimme gebeichtet hatte, würden sie abdrücken und sein Gehirn ... Er wagte nicht weiterzudenken. Sein Herz raste. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Eine sonderbare Schwäche ließ seine Glieder bleischwer werden – wie im Traum. Der Albtraum wurde Wirklichkeit!

Johnny lehnte sich an die Wand und keuchte. Hätte er sich bloß nicht dieses Geld unter den Nagel gerissen, sondern die Gendarmerie alarmiert! Aber jetzt konnte er seine Entscheidung nicht mehr rückgängig machen. Obwohl er schon eine Menge Lebenserfahrung gesammelt hatte, verhielt er sich immer noch wie ein pubertärer Teenager. Wann würde er endlich lernen, die Folgen seines Handelns zu durchdenken, um vernünftige und tragfähige Entscheidungen treffen zu können?

Zwei Männer traten aus dem Hotel. Sie waren dunkel gekleidet. Johnny versuchte ihre Gesichter zu erkennen, aber der Schein der Laternen war zu schwach. Sie stiegen in den Mercedes und schlugen die Türen zu. Kurz danach startete der Fahrer den Motor. Der Wagen rollte die Straße hinunter und bog in eine Nebenstraße ab.

Johnny atmete hörbar aus. Er war noch einmal davongekommen! Man hatte ihn nicht entdeckt. Noch nicht! Vielleicht aber suchten die Männer nicht ihn, sondern Malte Hansen. Woher sollten sie wissen, dass dieser Mann seit gestern Nachmittag tot in seinem Wagen lag und ein anderer das Geld hatte? Im Vorbeifahren konnte niemand den Unfallort entdecken. Johnny hatte nun keine Zweifel mehr, dass die drei Männer dem BMW-Fahrer an den Kragen wollten. Es war ihm auch klar, dass die italienische Drogenmafia ihre Hände im Spiel hatte und mit der war nicht gut Kirschen essen!

Johnny hockte sich auf sein Bett und überlegte fieberhaft. Mit Einkauf und Verkauf von Drogen hatten die Banken in der Vergangenheit viel Geld verdient. Schon die indischen Bauern waren von den Holländern gezwungen worden, für sie Opium anzubauen. Mit dem Verkauf des Rauschgifts hatte die Kolonialmacht dann den Widerstand der Indonesier gegen das holländische Plantagensystem gebrochen. Auch die britische Ostindiengesellschaft war durch Opiumhandel reich geworden. Die englischen Banken hatten dieses Geschäft vollständig kontrolliert. Die Briten hatten sogar 1842 den chinesischen Kaiser mit Waffengewalt gezwungen, die uneingeschränkte Einfuhr von Opium durch die Ostindiengesellschaft zu legalisieren. Zwanzig Jahre später war die Macht der britischen Händler und Banken durch den zweiten Opiumkrieg ausgebaut worden. Bis Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts war das Opium- und Heroingeschäft eine wichtige Stütze des Bankgeschäfts gewesen. Das alles hatte Johnny in einem Buch über die Geschichte des Rauschgifts gelesen. Aber er konnte sich nur schwach daran erinnern. Es war schon ein paar Jahre her.

Was sprach eigentlich dagegen, dass die Banken heute immer noch im Rauschgiftgeschäft waren? Nicht alle natürlich. Aber hatte nicht auch die römisch-katholische »Bank des Heiligen Geistes« vor einigen Jahren in Zusammenarbeit mit der Freimaurerloge P 2 Drogengelder gewaschen? Konnte er einer Bank überhaupt trauen? Waren die europäischen Finanzinstitute nicht schon längst durch die Mafia angewiesen worden, jeden sofort zu melden, der eine größere Menge von Hundertdollarnoten einwechseln oder deponieren wollte? Mit anderen Worten: War das Geld nicht im Prinzip wertlos? Wozu hatte er sich aber dann in Gefahr gebracht?

Johnny stützte seinen Kopf in die Hände. Vor seinen Augen flimmerte es. Was sollte er tun? Sollte er den Geldkoffer in ein Schließfach am Bahnhof stecken und den Schlüssel in einen Gully werfen, um dann aus Frankreich zu verschwinden?

Er verwarf diesen Gedanken sofort wieder. Dafür war das Geld ihm wie-

der zu schade. Gab es nicht andere Möglichkeiten, es doch noch verwenden zu können? In Amerika würde er mit den Dollarscheinen nicht auffallen! Ja, er musste in die USA fliegen, um dort zu leben oder das Geld in andere Währungen zu tauschen. Er müsste es nur eine gewisse Zeit verstecken. Vielleicht könnte er aber auch einige der Scheine auf »alt« trimmen, um sie in Deutschland in verschiedenen Sparkassen einzuwechseln, die in der Nähe von US-Kasernen lagen. Ja, so konnte es gehen. Dann bestand keine Gefahr, dass er entdeckt wurde. Außerdem konnte er mit dem eingewechselten Geld endlich sein »überzogenes« Konto ausgleichen. Die Deutsche Bank würde es ihm danken und sein Gewissen auch.

Dann aber kamen ihm Zweifel. War dieses Geld wirklich Drogengeld? Konnte es nicht sein, dass Malte Hansen ein ganz normaler Geschäftsmann war, der seinen Gewinn vor dem deutschen Steuerrecht in Sicherheit bringen wollte? Er wäre mit Sicherheit kein Einzelfall. Nahmen nicht auch manche reichen Yuppies Rauschgift, weil ihnen das Geldverdienen und -ausgeben keinen richtigen »Kick« mehr gab? Zwei Päckchen Heroin machten einen Mann doch nicht zum Dealer. Gehörte das Geld vielleicht doch dem Toten und seiner Familie? Waren die Buchstaben H. K. vielleicht nur die Initialen eines nahen Verwandten?

Er hatte diese Möglichkeit bisher nicht bedacht. Wenn das Geld aber Hansen wirklich gehörte, dann war es Diebstahl, wenn er es behielt. Johnny war zwar nicht immer ganz ehrlich, aber er meinte trotzdem Christ zu sein, wenn auch ein schlechter Christ. Gehörte das Geld also Hansen, würde ihm sein Gewissen keine ruhige Minute mehr lassen. Das wusste er. Der Drogenmafia schmutzig erworbenes Geld abzunehmen, machte ihm nichts aus. Dabei fühlte er sich ein wenig wie Robin Hood, der die Reichen seiner Zeit um ihr unrechtmäßig erworbenes Geld erleichtert hatte. Johnny wusste genau, dass er die Million nicht allein für sich ausgeben würde. Bisher hatte er immer ein Herz für Arme, Notleidende und christlich-soziale Einrichtungen gehabt. Dafür hatte er auch schon einmal seine letzte Mark geopfert.

Er richtete sich auf. Sein Entschluss stand fest: Morgen früh würde er sich auf die Reise nach Hamburg machen. Dort würde er herausfinden, wer dieser Malte Hansen wirklich war. Gehörte ihm das Geld rechtmäßig, würde er es seiner Familie zukommen lassen, ohne seine Identität preiszugeben. War er aber ein Dealer, würde er es behalten.

Erleichtert legte sich Johnny wieder ins Bett. Diesmal fielen ihm seine Augen bald zu. Tief und fest schlief er bis zum nächsten Morgen.

»Im Scheidungsverfahren Harald Maurer und Marlis Maurer, geborene Reinhold, ergeht folgendes Urteil ...«

Die Stimme der Richterin riss Harry zurück in die Wirklichkeit. Wie in einem Film waren die Ereignisse der letzten Jahre und Monate vor seinem inneren Augen in Sekundenschnelle vorbeigezogen: die ersten glücklichen Ehejahre mit Marlis, die Geburt von Kai und Jenny, sein beruflicher Erfolg – und dann der Ehebruch seiner Frau. Er war von einer schulischen Fortbildung während der Osterferien früher nach Hause gekommen als geplant. Spät am Abend wollte er Marlis mit einem großen Rosenstrauß überraschen. Aber als er leise ins Schlafzimmer trat, um sie mit einem Kuss zu wecken, lag ein fremder Mann neben ihr. Sie fuhren beide erschrocken hoch, wollten etwas sagen, erklären. Aber Harry warf nur den Rosenstrauß auf das Bett und stürmte aus der Wohnung. Die ganze Nacht irrte er durch die Straßen des Städtchens, verwirrt, voll bitterer Gefühle und unfähig einen klaren Gedanken zu fassen.

Als er am nächsten Tag in die Wohnung zurückkehrte, waren Marlis und die Kinder verschwunden. Nur ein Zettel lag neben den verwelkten Rosen auf dem Bett: »Ich bin zu Herbert gezogen. Es war nett mit dir, aber ich empfinde nichts mehr für dich. Marlis.«

Wie im Krampf zerknüllte Harry den Zettel in seiner Faust. Tränen schossen ihm in die Augen, liefen ihm die Wangen hinunter. Warum?, schrie es in ihm. Warum hat sie das getan? Es lief doch gut mit uns. Was war denn verkehrt? Wut stieg in ihm auf, so wie früher, als er noch jung und voller Aggressionen war. Er schlug mit seinen Fäusten gegen die Schranktür, als wäre sie ein unsichtbarer Gegner. Er spürte nicht, wie die Haut an den Knöcheln aufplatzte. Er hörte nicht das Splittern des Holzes, als die Tür unter der Wucht seiner Schläge zerbrach.

Ein Jahr lang hatte er um Marlis gekämpft, aber sie war nicht bereit gewesen, zu ihm zurückzukehren. Herbert war ihr Traummann, ihre große Liebe. Sie wollte ihn um keinen Preis der Welt aufgeben, auch nicht um der Kinder willen. So hatte sie es ihm unverblümt gesagt. Deshalb standen sie heute vor der Scheidungsrichterin.

Harry wusste, was jetzt kommen würde. Sein Anwalt hatte es ihm gesagt, aber auch Johnny, der letzte Woche plötzlich hereingeschneit war. Er war in Frankreich gewesen und wirkte seltsam aufgedreht. Irgendetwas beschäftigte ihn, wühlte ihn auf. Aber Johnny wollte nicht darüber reden, noch nicht, wie er sagte.

Harry hatte ihn nicht weiter bedrängt. Schließlich wusste er, dass sie

beide typische Zwillinge waren: Er war der ruhige, etwas melancholische Typ, während Johnny der fröhlich-unbeschwerte und manchmal etwas leichtsinnige Bruder war. Sie gehörten beide zusammen, bildeten eine Einheit. Ohne den anderen fehlte ihnen immer genau das, was den Bruder ausmachte. So war das oft bei Zwillingen.

Er hörte noch, wie Johnny ihm an diesem Abend seine Zukunft prophezeit hatte: »Sie wird dich durch ihren Anwalt auspressen wie einen Schwamm. Wenn man ihr die Kinder zuspricht, hast du nichts mehr zu lachen. Sei froh, wenn du dann noch deine Brötchen und ein kleines Zimmer unterm Dach bezahlen kannst.«

»Aber Unterhalt kann sie doch nicht von mir fordern«, erwiderte ihm Harry. »Sie lebt mit diesem Kerl zusammen und der hat ein ganzes Haus.«

»Ob sie mit ihm zusammenlebt oder nicht, das hat gar nichts zu sagen«, winkte Johnny ab, »das werden sie schon drehen. Du weißt doch, wie man das macht. Die richten unterm Dachboden eine so genannte Mietwohnung ein, in der Marlis angeblich mit den Kindern lebt. Kommt jemand kontrollieren, wird er ein Klingelschild mit ihrem Namen und eine separate Wohnung finden. In Wirklichkeit aber schläft sie zusammen mit ihrem Liebhaber in einem Bett. Dessen Wohnung kann aber niemand ohne richterliche Anweisung betreten. So wird das gemacht. Du zahlst bis an dein Lebensende den Unterhalt für sie, obwohl sie in ehelicher Gemeinschaft mit ihrem Herbert wohnt. Da kannst du nichts machen.«

»Nichts machen?«, fuhr Harry auf. »Doch ich kann was machen. Ich kann alles hinschmeißen und abhauen. Irgendwohin, wo mich keiner kennt, wo man mich nicht sucht. Ich bin noch nicht zu alt, um noch einmal von vorne anzufangen.«

»Mach doch.«

»Mach ich auch!« Harry ballte die Fäuste, dann aber ließ er die Arme fallen. »Aber was ist mit Kai und Jenny? Ich kann sie doch nicht bei Marlis lassen. Immer wieder werden sie nach mir fragen und jedes Mal wird ihre Mutter ihnen Lügen über mich auftischen. Nein, ich möchte meine Kinder nicht verlieren!«

»Nimm sie doch einfach mit«, riet Johnny ihm.

»Sie mitnehmen?«

»Ja, sie sind doch jung genug. Sie werden sich schnell an neue Lebenssituationen und andere Länder gewöhnen.«

»Aber das ist gar nicht so einfach. Wir brauchen Pässe, Unterkunft, Geld.«